

Soziale Welt - Sonderbände 21

Begriffe - Positionen - Debatten

Eine Relektüre von 65 Jahren Soziale Welt

von

Norman Braun, Ph.D., Dr. Julian Müller, Prof. Dr. Armin Nassehi, Irmhild Saake, Tobias Wolbring

1. Auflage

Nomos Baden-Baden 2015

Verlag C.H. Beck im Internet:
www.beck.de

ISBN 978 3 8487 1819 1

Braun | Müller
Nassehi | Saake
Wolbring (Hrsg.)

SozW Soziale Welt

Sonderband 21

Zum Inhalt:

Die *Soziale Welt* versteht sich seit 65 Jahren als eine Zeitschrift, die sich weder einem bestimmten Paradigma oder einer bestimmten Theorie verhaftet fühlt, noch inhaltlichen oder thematischen Begrenzungen unterliegt. Die *Soziale Welt* war stets ein Forum für alles, was das Fach Soziologie bis in seine Grenzbereiche prägt. Das einzige Exklusionskriterium für Texte war und ist die akademische Qualität der eingereichten Arbeiten – eine Qualität, die in Peer-review-Verfahren mit den Mitteln des Faches selbst ermittelt wird. Ein solches Selektionskriterium führt dazu, dass sich in den 65 vorliegenden Jahrgängen tatsächlich das Fach in seiner selbst erzeugten Gestalt rekonstruieren lässt.

Der vorliegende Band hat eine solche Rekonstruktion im Sinn – 28 Aufsätze aus den vergangenen Jahrzehnten werden von Soziologinnen und Soziologen einer Relektüre unterzogen, erneut gewürdigt, in einen historischen und systematischen Zusammenhang gestellt und somit zu einem Bild von 65 Jahren deutschsprachiger Soziologie zusammengefügt. Der Band versteht sich demnach als ein Kaleidoskop dieser 65 Jahre – wie der Begriff schon sagt, geht es darum, nach den ansprechendsten Gestalten zu suchen, in denen *Begriffe – Positionen – Debatten* der letzten Jahrzehnte sichtbar werden. Das Ziel freilich ist kein historisches, sondern ein Beitrag zur Positionsbestimmung der gegenwärtigen Soziologie.



Begriffe – Positionen – Debatten

Norman Braun | Julian Müller
Armin Nassehi | Irmhild Saake
Tobias Wolbring (Hrsg.)

Begriffe – Positionen – Debatten

Eine Relektüre von 65 Jahren Soziale Welt

21



Nomos

<http://www.nomos-shop.de/23568>

Soziale Welt
Sonderband 21

Norman Braun, Julian Müller, Armin Nassehi,
Irmhild Saake und Tobias Wolbring (Hrsg.)

Begriffe – Positionen – Debatten

Eine Relektüre von 65 Jahren Soziale Welt



Nomos

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-1819-1 (Print)

ISBN 978-3-8452-5817-1 (ePDF)

1. Auflage 2014

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2014. Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorwort	5
1950-1959	
Überlegungen zur industriellen Kulturraumforschung	
Zu Wilhelm Brepohl: „Die Heimat als Beziehungsfeld – Entwurf einer soziologischen Theorie der Heimat“, Soziale Welt 4/1 (1952)	
<i>Von Jens Adamski</i>	11
Das Werturteilsproblem in den Sozialwissenschaften	
Zu Hans Albert: „Zum Normenproblem in den Sozialwissenschaften“, Soziale Welt 8/1 (1957) und Gerhard Weisser: „Die Ratschläge des Sozialwissenschaftlers sollen systematisiert werden“, Soziale Welt 8/1 (1957)	
<i>Von Andrea Maurer</i>	19
1960-1969	
Leben in der uns versprochenen Zukunft	
Zu Helmut Schelsky: „Die Zukunft des Menschen in der industriellen Arbeitswelt“, Soziale Welt 13/2 (1962)	
<i>Von Heinz Hartmann</i>	31
Rolle und Rationalität. Zur begrenzten Erklärungskraft entgrenzter Denkmodelle	
Zu Dieter Claessens: „Rolle und Verantwortung“, Soziale Welt 14/1 (1963)	
<i>Von Patrick Wöhrle</i>	41
Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit revisited	
Zu Peter L. Berger / Hansfried Kellner: „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens“, Soziale Welt 16/3 (1965)	
<i>Karl Lenz</i>	51
Randgruppen, Außenseiter und Etablierte	
Zu Friedrich Fürstenberg: „Randgruppen in der modernen Gesellschaft“, Soziale Welt 16/3 (1965)	
<i>Von Norman Braun und Christiane Bozoyan</i>	63
Arbeit als gesellschaftliche Institution	
Zu Heinz Hartmann: „Arbeit, Beruf, Profession“, Soziale Welt 19/3+4 (1968)	
<i>Von Hans J. Pongratz</i>	77
Systemreverenzen: Wie wertet die Theorie sozialer Systeme?	
Zu Niklas Luhmann: „Die Praxis der Theorie“, Soziale Welt 20/2 (1969)	
<i>Von André Kieserling</i>	89

Vom Ende der zweiwertigen Soziologie zu einer operativen Theorie der Gesellschaft

- Zu Walter Bühl: „Das Ende der zweiwertigen Soziologie. Zur logischen Struktur der soziologischen Wandlungstheorien“, Soziale Welt 20/2 (1969)
Von Armin Nassehi..... 99

1970-1979

Kontinuität und Wandel wissenschaftlicher Positionen. Karl-Dieter Opps Methodologie und Handlungstheorie

- Zu Karl-Dieter Opp: „Die verhaltenstheoretische Soziologie: Ihr Forschungsprogramm und einige ihrer Probleme“, Soziale Welt 21/2 (1970) und „Das ‚ökonomische Programm‘ in der Soziologie“, Soziale Welt 29/2 (1978)
Von Tobias Wolbring..... 111

Mission erfüllt? Ein immer noch kritischer Blick auf Analysen sozialer Mobilität

- Zu Reinhard Kreckel: „Soziale Ungleichheit und ‚offene Gesellschaft‘. Zur theoretischen Neuorientierung der Soziologie der vertikalen Mobilität“, Soziale Welt 23/1 (1972)
Von Martin Diewald..... 125

Durchbruch oder Sackgasse?

- Zu Thomas Luckmann: „Philosophie, Sozialwissenschaft und Alltagsleben“, Soziale Welt 24/2+3 (1973)
Von Andreas Reckwitz..... 137

Die Wiederbelebung der Modernisierungstheorie – eine folgenreiche Weichenstellung

- Zu Wolfgang Zapf: „Die soziologische Theorie der Modernisierung“, Soziale Welt 26/2 (1975)
Von Peter Wehling..... 143

Die dunkle Welt des Berufs

- Zu Ulrich Beck / Michael Brater / Eckhart Tramsen: „Beruf, Herrschaft und Identität. Ein subjektbezogener Ansatz zum Verhältnis von Bildung und Produktion“, Soziale Welt 27/1+2 (1976)
Von Heiner Minssen..... 155

Lob der Normalwissenschaft

- Zu Renate Mayntz: „Struktur und Leistung von Beratungsgremien. Ein Beitrag zur Kontingenztheorie der Organisation“, Soziale Welt 28/1+2 (1977)
Von Uwe Schimank..... 167

1980-1989

Welche Stadtsoziologie?

- Zu Hartmut Häußermann / Thomas Krämer-Badoni: „Stadtsoziologie mit Maßlatte? Ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Sozialökologie“, Soziale Welt 31/2 (1980)
Von Jürgen Friedrichs..... 181

Black Box ‚Gesellschaft‘ – Produktive Kontraste in der Wissenschaftsforschung Zu Helga Nowotny: „Leben im Labor und Draußen: Wissenschaft ohne Wissen? Anmerkungen zu neueren Ansätzen innerhalb der Wissenschaftssoziologie“, Soziale Welt 33/2 (1982) <i>Von Michael Schillmeier</i>	187
Autonomie, Anerkennung, Alltag – Die Hoffnungen der (weiblichen) Individualisierung Zu Elisabeth Beck-Gernsheim: „Vom ‚Dasein für andere‘ zum Anspruch auf ein Stück ‚eigenes Leben‘“, Soziale Welt 34/3 (1983) <i>Von Paula-Irene Villa</i>	203
Vom empirischen Vorteil ambivalenter Konzepte Zu Horst Kern/ Michael Schumann: „Neue Produktionskonzepte haben Chancen“, Soziale Welt 35/1+2 (1984) <i>Von Dirk Baecker</i>	213
Am Ende der Parabel Zu Karl Otto Hondrich: „Der Wert der Gleichheit und der Bedeutungswandel der Ungleichheit“, Soziale Welt 35/3 (1984) <i>Von Stephan Lessenich</i>	217
Wie alles einfacher werden sollte und dann doch schwieriger wurde Zu Niklas Luhmann: „Die Autopoiesis des Bewußtseins“, Soziale Welt 36/4 (1985) <i>Von Irmhild Saake</i>	229
Eine richtige Intervention zur unrechten Zeit – Oder warum zu bestimmten Zeiten eine schwächere Theorie die bessere ist Zu Karin Knorr-Cetina: „Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen“, Soziale Welt 40/1+2 (1989) <i>Von Werner Vogd</i>	237
1990-2001	
Die brüchige Moderne Zu Armin Nassehi: „Zum Funktionswandel von Ethnizität im Prozeß gesellschaftlicher Modernisierung“, Soziale Welt 41/3 (1990) <i>Von Sina Farzin</i>	251
Die Intimität des Öffentlichen Zu Jo Reichertz: „‚Ich liebe, liebe, liebe Dich!‘ Zum Gebrauch der Fernsehsendung ‚Traumhochzeit‘ durch die Kandidaten“, Soziale Welt 45/1 (1994) <i>Von Elke Wagner</i>	261
Die politische Dimension der Bildung Zu Jutta Allmendinger: „Bildungsarmut: Zur Verschränkung von Bildungs- und Sozialpolitik“, Soziale Welt 50/1 (1999) <i>Von Christiane Gross und Andreas Hadjar</i>	271

Kabinen und ihre Körper. Im Fahrstuhl mit Stefan Hirschauer

Zu Stefan Hirschauer: „Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung der Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt“, Soziale Welt 50/3 (1999)

Von Hannes Krämer und Hilmar Schäfer..... 283

„Das Andere“ als Teil von „uns“: Shalini Randerias Programmatik einer globalisierten Sozialtheorie

Zu Shalini Randeria: „Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie: Zur Ortsbestimmung der nichtwestlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie“, Soziale Welt 50/4 (1999)

Von Hella von Unger..... 295

Austreibung des Sozialen aus den Sozialwissenschaften

Zu Bruno Latour: „Gabriel Tarde und das Ende des Sozialen“, Soziale Welt 52/3 (2001) und „On actor-network theory. A few classifications“, Soziale Welt 47/4 (1996)

Von Julian Müller..... 305

Angaben zu den Autorinnen und Autoren

313

Vorwort

Hätte es die *Soziale Welt* zu einem Lehrstuhl gebracht, würde sie nun emeritiert werden. Insofern sind wir froh, dass Positionen für Beamte in der Wissenschaft nur für natürliche Personen vorgesehen sind. Aber ihre 65-jährige Existenz ist auch für die *Soziale Welt* Anlass genug für eine Rückschau – nicht die Rückschau auf eine Person mit ihren Zumutungen an Einheit, Kontinuität und Identität, sondern als Rückschau auf ein *Corpus*, ein *Textcorpus*, das anders als die vergangenen Ereignisse einer Person viel positiver vorliegt, da man hier die schriftliche Fixierung mit der Erinnerung konfrontieren kann, während Personen einen anderen Seinsstatus haben. Sie iterieren zwar in der Zeit, existieren aber letztlich nur gegenwärtig, so dass man sich auf gegenwärtige Erinnerung verlassen muss. Wir kennen das von Emeritierungsfeiern – der *Corpus* des Jubilaten ist zwar anwesend (und durchaus von 65 Jahren Leben mehr oder weniger gezeichnet), in den Reden der Feier aber wird erinnert, und zwar sehr gegenwartsbezogen, auf den Anlass der Rede hin getrimmt. Das *Textcorpus* des Geehrten wird hier zumeist einer oberflächlichen bzw. auch eher anlassbezogenen, meist beschönigenden Beobachtung unterzogen.

Da die *Soziale Welt* nicht in den Ruhestand geht, ist dies nicht nötig. Wir wollen also nicht erinnern, keine Historiografie betreiben, sondern auf das *Textcorpus* selbst zurückgreifen. Schriftliche Dokumente liegen ja in einer eigentümlichen Zeitstruktur vor. Sie schleppen eine vergangene Positivität mit sich herum, stemmen sich damit also gegen die Zeitläufe mit einem Beharrungsvermögen, das insbesondere ihrer Materialität geschuldet ist. Freilich müssen solche Texte *je gegenwärtig* gelesen werden, so dass nicht einmal ihre Materialität als beharrliche Substanz erhalten kann, sondern durchs Rezipieren erneuert und fortgeschrieben wird. Anders als bei Personen liegt hier also etwas Positives vor, dessen Positivität aber dann beim Lesen sogleich aufgehoben wird. Genau diesen Mechanismus machen wir uns nun zunutze.

Wir nehmen das 65. Jahr des Erscheinens zum Anlass für einen genauen Blick auf das hinterlassene *Textcorpus*, selbstverständlich einen gegenwartsbezogenen, darin aber historisierenden Blick. Wir haben Kolleginnen und Kollegen gebeten, mehr oder weniger einflussreiche Texte, die in den letzten 65 Jahren in der *Sozialen Welt* publiziert worden sind, zu kommentieren, in ihrem historischen und systematischen Kontext zu erläutern und ihre Bedeutung für die gegenwärtige Soziologie in den Blick zu nehmen. Dabei sind sehr unterschiedliche Textsorten entstanden – ähnlich unterschiedlich wie die zu begutachtenden Texte. Im Ganzen ist dabei ein Kaleidoskop der deutschsprachigen Nachkriegssoziologie bis heute entstanden, das einen Eindruck von den Themenkonjunkturen der Soziologie vermittelt, uns auch zurück versetzt an den Anfang von Debatten, die uns heute bereits als historisch erscheinen.

Manche der besprochenen Texte zeigen sehr deutlich, wie zukunftsgerichtet die Soziologie immer schon gewesen ist, wie sehr sie in der Lage war, ein Gespür für kommende Themen und Debatten zu entwickeln. Manche zeigen aber auch, wie sehr damals innovativ erscheinende Perspektiven doch in den damaligen Denk- und Unterscheidungsroutinen gefangen waren – sie konnten sich eben selbst nicht aus der Perspektive eines Futur II beobachten, während uns nun das Präteritum und sogar das Perfekt zur Verfügung steht, um ganz anders auf die Dinge zu sehen. Wir meinen, dass damit tatsächlich eine sehr vielseitige und für das Fach durchaus repräsentative Dokumentation entstanden ist, deren Gegenwartsbezogenheit und Aktualität darin besteht, dass die alten Texte aus heutiger Perspektive besprochen, kritisiert und gepriesen werden.

Dabei geht es uns gar nicht in erster Linie um Dokumentation, sondern um die Frage der Selbstkonstitution der Soziologie. Womöglich wird die Professionalität und Wissenschaftlichkeit des Faches allzu oft mit der bloß technischen Anwendung ihrer Methoden, bloß mit dem replikationsfähigen Design ihrer Untersuchungen oder mit der Durchsetzung bestimmter partikulärer Methoden- und Theoriestandards mit umso universalistischerem Anspruch verwechselt. Dass es in erster Linie selbst erzeugte Daten sind, mit denen das Fach umgeht, und dass es vor allem begriffliche Notationen und Konnotationen sind, die die Gegenstandskonstitution des Faches ausmachen, bleibt oftmals fast ausgespart – dabei ist bereits der tribalisierende Versuch der Durchsetzung bestimmter Lösungen zu Lasten anderer möglicher Lösungen ein empirischer Beweis dafür, dass der Gegenstand sich seiner Konstitution verdankt und nicht umgekehrt. Ein Effekt des Übergangs zu einer Normalwissenschaft ist so etwas wie eine durchgesetzte Selektivität bezüglich dessen, was gilt und was nicht gilt. In normalwissenschaftlichen Phasen steht so etwas wie die „Arbeit des Begriffs“ womöglich unter Strafe – aber in Fächern, die normalwissenschaftliche Zustände nur jeweils tribal simulieren können, ist es geradezu eine Notwendigkeit. Interessant an historischen und systematischen Perspektiven über das Fach ist dann nämlich, dass sich rekonstruieren lässt, wie die jeweiligen Standards und Formen der Gegenstandskonstitution zustande kommen.

Ausgetragen werden solche Bemühungen um den angemessenen Zugang zum Gegenstand üblicherweise in den Periodika wissenschaftlicher Disziplinen. Man kann hier zwei Typen von Zeitschriften grob unterscheiden: diejenigen, die sich zum Anwalt einer Perspektive machen und es darin zu professioneller Selbstreferenz bringen – messbar in Form von Zitationsverhalten und Autorenzirkulation; und diejenigen, die sich als offene Foren für alles darstellen, was im Fach möglich ist. Geordnet werden die Dinge dann nach Themen und Qualitätsstandards.

Die *Soziale Welt* ist immer eine Zeitschrift des zweiten Typs gewesen – dabei war sie und ist sie thematisch, theoretisch und methodisch maximal offen – und was die Qualitätsstandards angeht, so lässt sich aus der Arbeit der Herausgeber und der Redaktion berichten, dass es über die Paradigmen hinaus niemals Dissens über Qualitätsstandards gegeben hat, worüber wir in unseren Editorials schon öfter berichtet haben. Hier waren wir uns stets einig, was auch dafür spricht, dass es durchaus so etwas wie eine Verbindung zwischen den unterschiedlichen Stämmen der Soziologie zu geben scheint. An der *Sozialen Welt* also lässt sich tatsächlich mehr nachverfolgen als nur der Wandel der Themen, der Wandel theoretischer und methodischer Standards und Überzeugungen bzw. Argumente. An der *Sozialen Welt* lässt sich auch nachverfolgen, wie die Arbeit des Begriffs über die letzten Jahrzehnte vorstatten ging, wie das Fach um sich selbst gerungen hat, wie es um seinen Gegenstand gerungen hat, der sich ja nicht einfach trivial positiv zeigt, sondern der erschlossen werden muss.

Der vorliegende Band ist also kein Beitrag zur soziologischen Nostalgie oder Traditionspflege. Schon dass wir Autorinnen und Autoren gebeten haben, sich den Textbestand aus einer aktuellen Perspektive anzueignen, soll zur Professionalisierung unseres Fachdiskurses beitragen – wenn man unter Professionalisierung ein irgendwie methodisch kontrolliertes Reflexivwerden des eigenen Wissensbestandes und der eigenen Praktiken versteht. Der vorliegende Band soll damit auch eine Leerstelle markieren, eine Leerstelle, die zu einer vordergründigen Professionalisierung im Sinne der Etablierung abgegrenzter Diskursräume innerhalb des Faches geführt hat, die ihre wechselseitigen Problem-Lösung-Konstellationen nicht verstehen kann. Er versteht sich demnach als ein Kaleidoskop der letzten 65 Jahrgänge der *Sozialen Welt* – wie der Begriff schon sagt, geht es darum, nach den ansprechendsten Gestalten zu suchen, in denen *Begriffe – Positionen – Debatten* der letzten Jahrzehnte sichtbar werden. Das Ziel freilich ist kein historisches, sondern ein Beitrag zur Positionsbestimmung der gegenwärtigen Soziologie.

Nicht unerwähnt bleiben soll am Ende dies: Die Idee zu diesem Vorhaben und auch die Auswahl der Texte und Autorinnen und Autoren erfolgte noch zu Lebzeiten von Norman Braun, einem der drei geschäftsführenden Herausgeber der *Sozialen Welt*. Norman ist im Sommer 2013 verstorben – er hat nicht nur in der Redaktion der Zeitschrift eine große Lücke hinterlassen, sondern auch im Münchner Institut für Soziologie und im Leben. Wir hätten ihm und uns so sehr eine Emeritierungsfeier gewünscht. Sie wäre in zehn Jahren gewesen, 2024.

München, im August 2014
Armin Nassehi

<http://www.nomos-shop.de/23568>

1950-1959

Überlegungen zur industriellen Kulturräumforschung

Zu Wilhelm Brepohl: „Die Heimat als Beziehungsfeld – Entwurf einer soziologischen Theorie der Heimat“, Soziale Welt 4/1 (1952)

Von Jens Adamski

Folgt man einer gängigen Definition, so wird die Bezeichnung „Heimat“ auf einen Ort bezogen, in den ein Mensch hineingeboren wurde, an dem er aufgewachsen und nachhaltig geprägt worden ist. Gerade in früheren Zeiten, noch abseits ausreichender Möglichkeiten, die Region zu verlassen, in die man hineinsozialisiert wurde, diente der Begriff nicht selten als Synonym für den jeweiligen Geburtsort und gleichsam häufig für die Wohnstätte. Doch eine allgemeingültige Deutung gibt es nicht: Das „Phänomen Heimat“ kann ebenso gut als ein Gefühl betrachtet werden, das nicht primär an einer Landschaft hängt, sondern an Menschen, die Geborgenheit und Vertrautheit vermitteln, sodass sich der Einzelne als Teil eines Ganzen empfindet. „Heimat“ kann aber auch ein Ort verzerrter Wahrnehmungen sein, an dem Erinnerungen mitunter einer Verklärung anheim fallen können. Zumindest sind es mehrere Facetten, insbesondere räumliche, soziale und emotionale Komponenten, die zusammengenommen den Begriff mit Leben füllen. Vergleichbar beschreibt es auch der Sozialwissenschaftler Wilhelm Brepohl in seinem Beitrag zur „Heimat als Beziehungsfeld“, wemgleich er die genannten Komponenten um eine kulturelle und landsmannschaftliche Dimension erweitert.

Es ist prinzipiell keine inhaltliche Neuerung, wenn Brepohl zu Beginn der 1950er Jahre in seinem Entwurf einer soziologischen Theorie der Heimat den auf zwischenmenschlichen Beziehungen beruhenden „sozialen Raum“ als eigentlichen „Kern des Heimatphänomens“ (Brepohl 1952: 20 f) definiert. Analysen des „Phänomens Heimat“ bzw. Untersuchungen des sozialen Gefüges in einer ganz spezifischen Region, dem Ruhrgebiet, durchziehen seit den 1920er Jahren die wissenschaftliche Arbeit Brepohls. Dementsprechend ist es auch kein Zufall, wenn er in seinem Aufsatz abschließend sowohl die „industrielle Heimat“ als auch den dort eingebundenen „Industriemensch“ (ebd.: 22) explizit hervorhebt.

Einen ersten Durchbruch mit seinen volkskundlichen Studien zur Bevölkerung im Ruhrrevier hatte Brepohl als Geschäftsführer der 1935 in Gelsenkirchen gebildeten Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet erzielt (Linne 1993; Weyer 1984), die der Volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde angehörte (Ditt 1988: 262ff) und ihre Existenz nicht zuletzt einer bereits in der Zeit der Weimarer Republik auf gekommenen und als innovativ geltenden Volksgeschichtsschreibung verdankte. Im Unterschied zur traditionellen Geschichtsschreibung verdrängte hier das Untersuchungsobjekt „Volk“, das als stabiles Ordnungselement und auf rassischen, sprachlichen und kulturell-historischen Wurzeln basierende Abstammungsgemeinschaft gewertet wurde, die bisher überwiegende Konzentration auf politische Abläufe und staatliche Entwicklungen, das Handeln hervorgehobener Persönlichkeiten sowie die Fixierung auf eine geografisch fest umrissene Nation. Erstmals wurde nun die Bevölkerung, sogar ihre sogenannten Unterschichten, als Träger bzw. agierendes Subjekt der Geschichte wahrgenommen. Zudem avancierte die Kooperation mit anderen Wissenschaftsdisziplinen zu einem Kennzeichen der Volksgeschichtsschreibung, neben der Volkskunde und Siedlungsforschung gilt dies insbesondere für die Raumforschung, Soziografie, Bevölkerungskunde sowie die angewandte Soziologie. Brepohl selbst verortete sich in den 1930er Jahren ebenfalls in dieser Gemengelage und stellte seinerseits die Bevölkerungsgeschichte des Ruhrgebiets in den Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Interesses. Dem interdisziplinären Ansatz sowie dem ausgewählten Untersuchungsgegenstand soll-

te er kontinuierlich treu bleiben – und dies über den politischen Systemwechsel hinweg, wie es auch der hier diskutierte Beitrag aus dem Jahre 1952 beweist, der in seiner Struktur und Formulierungsweise aus heutiger Sicht eher einem volkskundlichen als einem soziologischen Text gleicht.

Insgesamt nahm Brepohl schon in den 1930er Jahren im Rahmen der praktizierten Volkskunde und Volksgeschichtsschreibung eine Sonderstellung ein. Denn im Gegensatz zu der ansonsten von diesen Wissenschaftszweigen bevorzugten bäuerlichen Gesellschaft, die gerade in der NS-Zeit als sinnbildliche Verkörperung von Erbgesundheit und als ursprünglichster Träger germanischer Rassenmerkmale propagiert wurde (Mai 2002), galt sein Interesse der Volkskultur im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, das als Ballungsraum – von außen betrachtet – bevorzugt mit negativen Charakteristika in Verbindung gesetzt wurde (Reulecke 2001) und ein Gegenstück zu den protegierten agrarromantischen und gleichsam zivilisations- bzw. großstadtfeindlichen Vorstellungen der nationalsozialistischen Bewegung darstellte. Auf diese auch nach 1945 noch für mehrere Jahrzehnte vorhandenen bzw. nachwirkenden, mit Unmut und Widerwillen angereicherten Stereotypen und in den „Kohlenpott“ projizierten Sichtweisen reagiert Brepohl, wenn er in seinem Aufsatz zum „Heimat-Phänomen“ resümierend schreibt, dass nichtsdestotrotz der Anblick von Schornsteinen und Hütten(werken) dem „Industriemenschen“ etwas bedeutet, und dieser „leidet, wenn sie aus seinem Gesichtskreis verschwinden. Und die Freude des Wiedersehens ist dem Heimkehrenden so eigen wie dem Landmann, der seinen Kirchturm wieder sieht“ (Brepohl 1952: 22).

Im Vordergrund stand für Brepohl seit den 1930er Jahren die Frage, inwiefern die im Zuge der Umformung der Ruhrregion zum schwerindustriellen Zentrum zugewanderten deutschen und ausländischen Volksgruppen eine Anbindung an das Revier und die bereits ansässige rheinisch-westfälische Bevölkerung fanden und sich die Entstehung eines neuen Gemeinschaftsgefühls sowie – in letzter Instanz – die Herausbildung eines ruhrgebietsspezifischen Volkstums, des sogenannten Ruhrvolks, abzeichnete. Im Arbeitsplan seiner Gelsenkirchener Forschungsstelle kreisten die inhaltlichen Schwerpunkte dementsprechend um die Gebiete „Der Volkskörper des Ruhrmenschentums“ und „Die Volksseele an der Ruhr“.¹ Anhand formaler Kriterien – wie dem Wechsel der Staatsangehörigkeit und Anträgen zur Änderung fremdsprachiger, zumeist slawischer in einen deutschen Familiennamen – suchte Brepohl zunächst mittels statistischer Verfahren nach Indizien für eine Anpassungs- und Assimilationsbereitschaft der zumeist aus den Ostgebieten des Deutschen Reichs bzw. Polen stammenden Zuwanderer. Anschließend rückten Felduntersuchungen bzw. teilnehmende Beobachtungen sowie Fragebogenaktionen über Sitten und Lebensgewohnheiten, die Entwicklung landsmannschaftlicher Verbände und die praktizierte Umgangssprache in den Blickpunkt, zumal die Ablösung traditioneller Gepflogenheiten und die Umformung alter Gewohnheiten seitens der Zugewanderten (und Alteingesessenen) als sichere Anzeichen für die Formierung eines neuen „Ruhrvolks“ interpretiert wurden. Dabei galt es zugleich, „zwischen guten und gefährdenden Elementen des Volkstums, zwischen Gesundem und Krankem am Volkskörper, zwischen Wertvollem und Minderwertigem“ zu differenzieren (Reulecke 2001: 20), um das Werden des „Ruhrvolks“ nicht zu gefährden.

Um die Sozialstruktur der Bevölkerung im Ruhrgebiet analysieren zu können, initiierte Brepohls Forschungsstelle eine umfassende Datenerhebung an Höheren Schulen sowie Berufs-, Volks- und Hilfsschulen in Gelsenkirchen. Zu diesem Zweck wurden mehrere tausend Fragebögen an die dortigen Schüler ausgeteilt, um detaillierte Informationen über die jeweilige

¹ Vgl. „Arbeitsplan der am 2.4.1935 in Münster gegründeten Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet“, Archiv der Sozialforschungsstelle Dortmund, Ordnungsnr. IX, Nachlass von Wilhelm Brepohl, B I, 5/36, B 19.1.

Herkunft und berufliche Stellung ihrer Eltern, Groß- und Urgroßeltern zu ermitteln.² Ungeachtet sozioökonomischer Unterschiede schloss Brepohl aus den ersten vorliegenden Ergebnissen auf einen direkten Zusammenhang zwischen der beruflichen Qualifikation und den Abstammungsverhältnissen, die er, nicht zuletzt in Anbetracht der vorherrschenden Ideologie im „Dritten Reich“, in einer biologistischen Art und Weise zu deuten wusste. Demnach eigneten sich die Angehörigen der rheinisch-westfälischen Gruppierung aufgrund ihrer erbbedingten Anlagen für industrielle Führungsaufgaben, während die aus dem Osten zugewanderten Bevölkerungsteile, insbesondere die Polen, lediglich für einfache und Hilfstätigkeiten in Frage kamen. Die Struktur des „Ruhrvolks“ interpretierte Brepohl gleichsam in einem völkischen und nahezu sozialdarwinistischen Sinne, im Hinblick auf die Autarkiebestrebungen des „Dritten Reichs“ und die eingeleiteten Maßnahmen zur funktionalen Steuerung des verfügbaren Arbeitskräftereservoirs stellte er seine Ergebnisse auch dem Arbeitswissenschaftlichen Institut der Deutschen Arbeitsfront zur Verfügung.

Grundsätzlich bewertete er den Entstehungsprozess des Industrievolks an der Ruhr positiv, zumal es eine „erfreuende Tatsache [sei], dass trotz aller Überfremdung, Vermischung, trotz aller Einengung und Verirrung das Revier [...] im tiefsten Sinne rheinisch-westfälisch geblieben ist“ (Brepohl 1940: 41). Im Ruhrgebiet gehe trotz „der biologischen Verostdeutschung eine kulturelle Verwestdeutschung einher“ (ebd.: 36 f). Den prägenden Charakter des rheinisch-westfälischen Elements würdigt Brepohl auch in seinem Beitrag zur Heimat als Beziehungsfeld, wenn er „auf einen Grundzug der Heimat“ hinweist, dass sie nämlich „auf der ‚etablierten‘ Gesellschaft“ aufgebaut sei (Brepohl 1952: 15). Wenn er letztlich konstatiert, dass auch der „Industriemensch [...] das soziale Gefüge, die Sprachwelt und reale Umgebung, die in ihm selbst jenes Gebilde wachrufen, das wir Heimat nennen“, besitzt (ebd.: 22), dann stellt er damit zugleich fest, dass der Aufbauprozess des „Ruhrvolks“ inzwischen erfolgreich abgeschlossen sei. Das Heimatgefühl selbst erscheint sowohl als ein sehr wesentliches Vehikel wie auch als ein Merkmal der Integration.

Mit dem deutschen Überfall auf Polen schien sich Brepohl zunächst einer wachsenden Aufmerksamkeit seiner Forschungen sicher sein zu können. „Umvolkungspläne“ im Osten auf der einen Seite und die Heranziehung polnischer Zwangsarbeiter auf der anderen Seite offerierten neue Möglichkeiten für volkscundliche (und volkstumpolitische) Projekte. Noch im Herbst 1939 war Brepohl ursprünglich mit einem Vortrag zum Thema „Industriegroßstadt und Arbeiterschaft“ neben Werner Conze, Helmut Haufe, Karl Valentin Müller u. a. als Mitglied der von Gunther Ipsen (den er zu Beginn der 1950er Jahre als Abteilungsleiterkollegen an der Dortmunder Sozialforschungsstelle wiedertreffen sollte) angeführten deutschen Delegation für den XIV. Internationalen Soziologenkongress in Bukarest vorgesehen, der allerdings wegen des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs ausfallen musste (Goch 2001: 154). Mit Kriegsbeginn kamen die ruhrgebietspezifischen Forschungsarbeiten Brepohls nach und nach zum Erliegen, zumal er selbst zur Wehrmacht eingezogen wurde. Im Juni 1942 erfolgte schließlich die Stilllegung der Forschungsstelle in Gelsenkirchen.

Nach dem Ende des Krieges und einer frühzeitigen Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft im Juni 1945 hielt sich Brepohl, der in seinem Entnazifizierungsverfahren in die Kategorie IV b (Mitläufer) eingestuft wurde, in der ersten Zeit mit Werkverträgen der westfälischen Provinzialverwaltung über Wasser, mit denen er die Fortsetzung seiner Studien zum Volkskörper im Ruhrgebiet in die Wege leiten konnte. Die wirtschaftliche Lage blieb für Brepohl jedoch zunächst prekär. Schon seine Gelsenkirchener Forschungsstelle war eher notdürftig mit Finanzmitteln ausgestattet worden, sodass Brepohl neben seiner geschäftsführen-

2 Vgl. Tätigkeitsbericht der Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet für die Zeit vom Frühjahr 1938 bis zum März 1939, Archiv der Sozialforschungsstelle Dortmund, Ordnungsnr. IX, Nachlass von Wilhelm Brepohl, B I, 7/36, B 21.

den Tätigkeit gezwungen war, als Chefredakteur der Gelsenkirchener Allgemeinen Zeitung zu arbeiten – nach 1945 erfuhr dieses Medium allerdings im Rahmen der alliierten Lizenzierungspolitik keine Neuauflage (Goch 2001: 161).

Doch sowohl seine inhaltliche Beschäftigung mit der Bevölkerung im Ruhrgebiet als auch seine journalistische und redaktionelle Tätigkeit in den 1930er Jahren offerierten Brepohl schon bald eine Möglichkeit, sich aus seiner misslichen Situation herauszulösen: Im April 1946 war auf Initiative des Arbeits- und Sozialwissenschaftlers Otto Neuloh die „Sozialforschungsstelle an der Universität Münster, Sitz Dortmund“ gegründet worden, die angesichts der gerade im Ruhrrevier präsenten Kriegszerstörungen, des wirtschaftlichen und infrastrukturellen Zusammenbruchs, der akuten Versorgungsmängel und notwendigen Bewältigung der Wanderungs- und Flüchtlingsbewegungen als praxisorientierte Forschungsstätte „vor Ort“ und mit Mitteln einer instrumentellen, empirischen Sozialforschung einen Beitrag zur Stabilisierung der Verhältnisse und zur Gesundung des Gemeinwesens leisten sollte (Adamski 2009, 2010: 259; Neuloh / Bettinger / Pardey / Schwerin 1983). Im noch hochschulfreien industriellen Ballungsraum war die desolote Nachkriegssituation in den Augen der Sozialforscher „eine Nullsituation, die auch der sozialwissenschaftlichen Forschung offene Türen bot, eine Sternstunde für innovative wissenschaftliche Aktivität“ (Neuloh 1978: 36); noch zu Beginn der 1950er Jahre betonte Neuloh, dass ein „sozialer Fortschritt in der Gesellschaftspolitik [...] ohne Fortschritte der Sozialforschung nicht erreicht werden“ könne (Neuloh 1950: 12). Um die vorhandenen Problemstellungen von verschiedenen Seiten und aus unterschiedlichen Perspektiven angehen zu können, setzte die Sozialforschungsstelle von vornherein auf eine multidisziplinäre Struktur, sodass auch die Volkstumsforschung Brepohls eine Berücksichtigung fand, um den thematischen Aktionsradius und die interdisziplinären Austauschmöglichkeiten zu stärken.

Unter Berücksichtigung seiner früheren Stellung bei der Gelsenkirchener Allgemeinen Zeitung übernahm Brepohl im Januar 1947 als hauptamtlicher Leiter die Redaktionsabteilung an der Sozialforschungsstelle, und in dieser Funktion avancierte er zugleich ab Oktober 1949 zum leitenden Redaktionsmitglied der neu aufgelegten Zeitschrift *Soziale Welt*, die sich schon bald neben der „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ als bedeutendstes soziologisches Fachorgan etablieren konnte (Sahner 1990: 5 f). Brepohls Beiträge in der *Sozialen Welt* waren demgemäß ein „Heimspiel“. Seine eigenen Studien zum „Ruhrvolk“ setzte er zunächst in der von Neuloh geführten Abteilung „Soziologie und Sozialpolitik“ fort, erst 1951 erhielt er unter der Bezeichnung „Volkstumsforschung im Ruhrgebiet und Redaktion“ eine Abteilung, in der er seine wissenschaftlichen und redaktionellen Obliegenheiten bündeln konnte.³

Dass Brepohl den völkisch geprägten Kategorien seiner Betrachtungen auch nach 1945 treu blieb, zeigt nicht nur sein Aufsatz zur „Heimat als Beziehungsfeld“, wo er die Feststellung trifft, dass es „des Geistes- und Traditionsverwandten: des Menschen mit dem gleichen ‚Volkstum‘, dem gleichen, in unübersehbaren Jahrhunderten angereicherten Schatz von Einzelkenntnissen, Vorstellungen, Wünschen, Werten und Erfahrungen des Landsmannes, des Stammesverwandten“ bedürfe, da erst „dieses Ganze des sozialen Lebens im Gefüge einer Landschaft“ die Heimat ausmache (Brepohl 1952: 21). Doch im Vergleich zu seinem 1948 veröffentlichten Werk „Der Aufbau des Ruhrvolkes im Zuge der Ost-West-Wanderung“, das „die Entstehung und Verwandlung des Ruhrvolkes von der Seite des deutschen Stammtums

³ Bereits in einem Schreiben vom 31. Januar 1950 hatte sich Brepohl an den wissenschaftlichen Direktor der Sozialforschungsstelle, Walther G. Hoffmann, gewandt und gefordert, „dass eine Abteilung, Unterabteilung (oder wie man sie nennen will) eingerichtet wird, die schon in ihrem Namen zu erkennen gibt, dass in ihr die früher begonnenen Forschungen fortgeführt werden“. Archiv der Sozialforschungsstelle Dortmund, Ordnungsnummer VII, Personalakte von Wilhelm Brepohl.

her“ betrachten sollte (Brepohl 1948: 4), hält er sich in seiner Heimatbetrachtung mit einer allzu biologistischen Ausdrucksweise zurück. Die Argumentationsmuster und der Unterbau der als Band 7 in der Sozialforschungsstellen-Schriftenreihe „Soziale Forschung und Praxis“ erfolgten Publikation richteten sich noch sehr weitgehend nach den Forschungsergebnissen der früheren Gelsenkirchener Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet, was Brepohl im Vorwort ausdrücklich hervorhob. Dementsprechend kreisten die Kernaussagen um NS-nahe Interpretationsansätze und Schlüsselbegriffe wie „Umstammung“ (Brepohl 1948: 165) oder „Umvolkung und Versippung“ (171) sowie Unterscheidungen zwischen dem „Herrentum“ (203) und den „Minderwertigen“ (183). Die Erörterungen mündeten schließlich in der Beobachtung der führenden Rolle der „Maßgebenden“ des rheinisch-westfälischen Typs (161) und der „Einpassung der Ostmenschen“ (189) im sogenannten Ruhrvolk, die Brepohl bereits in seinen Abhandlungen im „Dritten Reich“ beschrieben bzw. prognostiziert hatte. Und so zeichnet er „das Grundgesetz der Bevölkerungsgeschichte des Ruhrgebiets [...] mit der biologischen Verostdeutschung verbindet sich eine kulturelle Verwestdeutschung“ (176 f).

Der wissenschaftliche Fokus blieb konkret auf „volkstümliche“ Anpassungsprozesse an die rheinisch-westfälische Industriegesellschaft gerichtet, und der Begriff „Heimat“ war dabei für Brepohl ein entscheidender und letztlich unverzichtbarer Integrationsfaktor. Wenngleich Brepohl in der Bundesrepublik nach und nach seine Wortwahl modifizierte bzw. „entschärfte“, blieb sein eigentlicher Forschungsansatz problematisch. Eine an sich notwendige differenzierte, schichtenspezifische Analyse der Bevölkerungsstruktur im Ruhrgebiet sowie eine moderne Geschichte der Migration mussten weiterhin zugunsten einer ganzheitlichen, homogen ausgerichteten Darstellung des „Ruhrvolks“ zurückstehen. Die allgemein beliebte Vorstellung des Ruhrreviers als „Schmelztiegel“ dürfte dabei – ungeachtet ihres Wahrheitsgehalts – nicht unwesentlich gewesen sein. Geschadet hat Brepohl seine Sichtweise jedenfalls nicht: Seit 1948 fungierte er als Lehrbeauftragter für Neuere Sozialgeschichte (insbesondere des Ruhrgebiets) an der Universität Münster, und Anfang November 1950 erhielt er ein Schreiben des Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Leopold von Wiese, in dem dieser mitteilte, „dass auf der Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 16. Oktober 1950 einstimmig beschlossen wurde, Ihnen die ordentliche Mitgliedschaft in unserer Gesellschaft anzubieten“.⁴

Dass Brepohl allen inhaltlichen Kontinuitätsbezügen und selektiven Wahrnehmungen zum Trotz auf eine breite Zustimmung stieß, lag nicht zuletzt daran, dass sich die Erörterungen des „Entdeckers des Ruhrvolks“ als ein profundes Mittel zur Stiftung einer eigenständigen Identität im Ruhrgebiet sowie zur Untermauerung eines selbstständigen regionalen (Selbst-)Bewusstseins zu eignen schienen. Und dies gerade in einer Zeit, in der dem „Kohlenpott“ für das Wirtschaftsleben der noch jungen Bundesrepublik eine ausschlaggebende Rolle zukam, denn in der unmittelbaren Nachkriegszeit zählte gerade der Ruhrkohlenbergbau „zu den wenigen Trümpfen, die Deutschland im Kampf um einen angemessenen Platz unter den westeuropäischen Nationen besaß“ (Abelshauser 1984: 7). Der Kohlenmangel in Europa, der sogenannte Korea-Boom sowie die generelle Bedeutung der Grundstoffindustrien für den Wiederaufbau und die „Wirtschaftswunderjahre“ steigerten den Stellenwert der Ruhrindustrie und mit diesem auch das Selbstwertgefühl des gesamten Ballungsraums. Auf diese Weise entwickelte sich – trotz aller durchaus vorhandenen milieubedingten und soziokulturellen Differenzen (Goch 1997) – ein „Wir-im-Revier-Gefühl“, für das sich Brepohls Arbeiten, so auch sein „Entwurf einer soziologischen Theorie der Heimat“, als legitime Basis bzw. Argumentationsgrundlage anboten. Mit anderen Worten vermittelte Brepohl mit seiner Beschreibung eines einheitlichen Industrievolks ein volkstümliches Heimatgefühl, das dem erwachenden Raumbewusstsein und

⁴ Schreiben von Leopold von Wiese an Brepohl vom 4. November 1950, Archiv der Sozialforschungsstelle Dortmund, Ordnungsnummer IX, Nachlass von Wilhelm Brepohl, B II, 1/4, B II/1.

dem erwünschten Bild von einer homogenen Ruhrgebietsidentität zweckdienlich zuarbeitete. Dementsprechend nährte er mit seiner zwischen Volksgeschichtsschreibung und Soziologie pendelnden Industrievolkskunde den Mythos vom „Schmelztiegel Ruhrgebiet“.

Man wird rückblickend konstatieren müssen, dass Brepohls Arbeit im Wesentlichen eine „emotionale“ Wirkung zuzusprechen ist, während seinen Forschungsergebnissen aufgrund ihres nicht selten einseitigen und ideologisch überlagerten Charakters nur begrenzt eine wissenschaftliche Innovationskraft für eine moderne Bevölkerungssoziologie oder die in den 1950er Jahren aufblühende Sozialgeschichte zugestanden werden kann (Ditt 2010). Auch der Ausbau der Volkskunde zu einer modernen Erfahrungswissenschaft gelang Brepohl nicht, da er sich „den Herausforderungen einer sich im Modernisierungsprozess differenzierenden Gesellschaft“ (Goch 2001: 170 f) nicht stellen mochte.

Dennoch muss man zugestehen, dass er seit den 1920er Jahren die industrielle Kulturraumforschung innerhalb der Volkskunde, die sich ansonsten im Wesentlichen der ländlichen bzw. bäuerlichen Lebens- und Existenzweise zugewandt hatte, zu verankern wusste. Mit seinen Studien zur Industriebevölkerung leistete er jedenfalls einen Beitrag zur Überwindung des zumindest im bürgerlichen Sinne als nicht identifikationsfähig geltenden Images der Ruhrregion, das auf den vormals vorhandenen umwelt- und bildungspolitischen Defiziten des als „Kohlenpott“ titulierten montanindustriellen Ballungsraums beruhte, seiner ökonomischen Bedeutung allerdings diametral entgegenstand. Noch 1968 wurde Brepohl von der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum – anlässlich seines 75. Geburtstages – für diese „Verdienste eines hervorragenden deutschen Gelehrten“ mit dem Titel eines Ehrendoktors geehrt. Im Text der Verleihungsurkunde hieß es u. a.: „In der Vereinigung von volkswissenschaftlicher, soziologischer und historischer Betrachtungsweise hat er der sozialwissenschaftlichen Forschung methodisch neue Wege gewiesen und in Anwendung seiner Methoden wesentlich zur Erkenntnis der Entwicklung sozialer Prozesse im sich entfaltenden Gefüge Industrieller Gesellschaft von ihrem Beginn bis zur Gegenwart beigetragen. Indem er Gesellschaft und Volk des Ruhrgebiets zum Forschungsgegenstand wählte und die Entstehung neuen Volkstums in der Synthese aus westdeutschen und ostdeutschen Elementen analysierte, vermittelte er der Wissenschaft erstmalig ein geschlossenes Modell der sozialen Konsequenzen der Industrialisierung und erschloss zugleich das Verständnis für den Menschen dieses größten deutschen Industriegebiets“ (Urkundenauszug zitiert nach Goch 2001: 174).

Zu seinem Untersuchungsobjekt stand Brepohl fortwährend in einer engen Beziehung. Der „Entdecker des Ruhrvolks“ ist seiner Heimat stets treu geblieben.

Literatur

- Abelshauser, Werner (1984): Der Ruhrkohlenbergbau seit 1945. Wiederaufbau, Krise, Anpassung, München.
- Adamski, Jens (2009): Ärzte des sozialen Lebens. Die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946-1969, Essen.
- Adamski, Jens (2010): Zwischen Wissenschaft und Praxis – Die Dortmunder Sozialforschungsstelle und ihre regionalen Forschungsbezüge in den 1950er und 1960er Jahren, in: Westfälische Forschungen 60, S. 259-280.
- Brepohl, Wilhelm (1940): Zur Charakteristik der Industriestädte, in: Sonderdruck aus: „Biologie der Großstadt“. 4. Frankfurter Konferenz für medizinisch-naturwissenschaftliche Zusammenarbeit am 9. und 10. Mai 1940, S. 31-41.
- Brepohl, Wilhelm (1948): Der Aufbau des Ruhrvolkes im Zuge der Ost-West-Wanderung. Beiträge zur deutschen Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Recklinghausen.

- Brepohl, Wilhelm (1952): Die Heimat als Beziehungsfeld – Entwurf einer soziologischen Theorie der Heimat, in: *Soziale Welt* 4, H. 1, S. 12-22.
- Ditt, Karl (1988): Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923-1945, Münster.
- Ditt, Karl (2010): Von der Volks- zur Sozialgeschichte? Wandlungen der Interpretation des „Ruhrvolks“ bei Wilhelm Brepohl 1920-1960, in: *Westfälische Forschungen* 60, S. 221-258.
- Goch, Stefan (1997): „Der Ruhrgebietler“ – Überlegungen zur Entstehung und Entwicklung regionalen Bewußtseins im Ruhrgebiet, in: *Westfälische Forschungen* 47, S. 585-620.
- Goch, Stefan (2001): Wege und Abwege der Sozialwissenschaft: Wilhelm Brepohls industrielle Volkskunde, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen*, H. 26, S. 139-176.
- Linne, Karsten (1993): Das Ruhrgebiet als Testfall: NS-Soziologie zwischen Rassismus und Sozialtechnologie, in: *Jahrbuch für Soziologiegeschichte*, Wiesbaden, S. 181-209.
- Mai, Uwe (2002): „Rasse und Raum“. Agrarpolitik, Sozial- und Raumplanung im NS-Staat, Paderborn et al.
- Neuloh, Otto (1950): Sozialforschung – eine öffentliche Angelegenheit, in: *Soziale Welt* 1, H. 2, S. 3-13.
- Neuloh, Otto (1978): Die Sozialforschungsstelle Dortmund als Modell für die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Forschung seit 1945, in: *Gesellschaft zur Förderung der Sozialforschung in Dortmund e.V. (Hg.), Dortmund*, S. 34-55.
- Neuloh, Otto / Bettinger, Norbert / Pardey, Roland / Schwerin, Hans Alexander Graf von (1983): *Sozialforschung aus gesellschaftlicher Verantwortung. Entstehungs- und Leistungsgeschichte der Sozialforschungsstelle Dortmund*, Opladen.
- Reulecke, Jürgen (2001): Das Ruhrgebiet und die „Volksgesundheit“. Ansichten über das Revier in der Zwischenkriegszeit, in: *SBR-Schriften* 3, Bochum, S. 11-26.
- Sahner, Heinz (1990): Paradigms gained, paradigms lost. Die Entwicklung der Nachkriegssoziologie im Spiegel der Fachzeitschriften – mit besonderer Berücksichtigung der Sozialen Welt, in: Peter A. Berger / Michael Kluck / H. Peter Ohly (Hg.): *40 Jahre Soziale Welt. Autoren- und Sachregister für die Jahrgänge 1-39 (1949-1988)*, S. 5-26.
- Weyer, Johannes (1984): Die Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet (1935-1941) – Ein Beispiel für Soziologie im Faschismus, in: *Soziale Welt* 35, S. 124-145.

Das Werturteilsproblem in den Sozialwissenschaften

Zu Hans Albert: „Zum Normenproblem in den Sozialwissenschaften“, Soziale Welt 8/1 (1957) und Gerhard Weisser: „Die Ratschläge des Sozialwissenschaftlers sollen systematisiert werden“, Soziale Welt 8/1 (1957)

Von Andrea Maurer

1. Historischer Hintergrund und erste Problemkonturierung

Das Normenproblem in den Sozialwissenschaften wird seit langem und umfassend diskutiert. Dahinter steht die grundsätzliche Frage, wie kognitives Wissen und normative Wertung zueinander stehen und wie entsprechend Theorie und Praxis zueinander positioniert sind. Zur *sozialwissenschaftlichen Ausarbeitung* des Problems kam es mit und im ersten Methodenstreit zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Max Weber hat eine erste Problemkonturierung vorgenommen und mit dem Postulat der Wertfreiheit auch einen ersten Lösungsvorschlag unterbreitet. Ihre wichtigste Fortsetzung fand die Debatte in den 1960er Jahren im sogenannten „Positivismusstreit“ (Adorno et al. 1975/1969). Startpunkt hierfür war ein informelles, von Ralf Dahrendorf initiiertes Treffen 1961, dem verschiedene Arbeitsgruppen zur methodologischen Vielfalt und den politischen Orientierungen in der noch jungen (bundes-)deutschen Soziologie folgten (Ritsert 2010). Im Kontext des Heidelberger Soziologentages 1964 spitzte sich der Streit zu einer leidenschaftlich und hart geführten Auseinandersetzung zwischen Hans Albert für den Kritischen Rationalismus und Jürgen Habermas für die Kritische Theorie zu.

Das Schwerpunktheft zur „Normproblematik in den Sozialwissenschaften“ der *Sozialen Welt* von 1956 sowie die im Jahrgang 1957 folgenden kommentierenden und reagierenden Beiträge liegen zwischen dem ersten Methodenstreit zu Beginn des 20. Jahrhunderts und dem Positivismusstreit der 1960er Jahre in der relativ ruhigen Nachkriegsphase. Es war die Zeit des Wiederaufbaus der deutschen Soziologie. Diese Phase war zugleich durch das gemeinsame Anliegen geprägt, wieder eine wissenschaftlich ambitionierte Soziologie nach dem Kahlschlag durch die Nationalsozialisten in Deutschland und Österreich zu errichten, aber auch schon durch das Auftreten unterschiedlicher wissenschaftstheoretischer und politischer Positionen. Die soziale Konstellation war durch das Aufeinandertreffen von den aus dem Exil Zurückkehrenden und denjenigen gezeichnet, die sich mit den Nationalsozialisten „gut gestellt“ oder in Deckung weiter- und überlebt hatten.¹ Alle – wenn auch auf unterschiedliche Weise – waren in den 1950er Jahren mit der Herausforderung konfrontiert, zu klären, wie sich der Nationalsozialismus hatte etablieren können und welchen Beitrag die Wissenschaft und die Wissenschaftler dazu jeweils geleistet oder eben nicht geleistet hatten. Im sich wieder etablierenden Wissenschaftsbetrieb standen sich in dieser Gemengelage als Hauptkontrahenten die Vertreter einer empirisch-erfahrungswissenschaftlich ausgerichteten, sozialphilosophische Spekulationen ablehnenden Soziologie und die Anhänger der sich wieder erfindenden Kritische Theorien gegenüber. Konkret waren dies Rene König, der aus dem Exil in der Schweiz schweren Herzens nach Köln zurückgekehrt war, und die aus den USA zurückgerufenen Sozialphilosophen Max Horkheimer und Theodor W. Adorno. Der mehr oder weniger im Hintergrund stehende Dritte war an der Universität Münster, später dann an der Universität Bielefeld, der in Deutschland gebliebene frühere Freyer-Schüler Helmut Schelsky.

¹ Vgl. für eine zeithistorische Beschreibung etwa Moses 2007.

Der Hauptreferent zur Normenproblematik im Schwerpunktheft der *Sozialen Welt* von 1957 war Gerhard Weisser. Er hatte 1923 mit dem Thema „Wirtschaftspolitik als Wissenschaft“ in Tübingen promoviert. Im Nationalsozialismus unter anderem als Bürgermeister von Hagen unter politischen Druck geraten und seiner politischen Ämter beraubt, wirkte er nach 1945 am politischen Wiederaufbau im Umkreis von Gewerkschaften und SPD mit und hatte seit 1950 eine ordentliche Professur für Sozialpolitik an der Universität zu Köln inne.² Einer der Kommentatoren war der als junger Soldat aus dem Krieg zurückgekehrte Hans Albert, der nach seinem Abschluss an der Universität zu Köln als Dipl.-Kaufmann dort bei Weisser wissenschaftlicher Assistent geworden war. Hans Albert, der im weiteren Fortgang der Diskussion noch zentrale Positionen erarbeiten sollte, hatte sich nach dem Krieg im Selbststudium Max Weber und Karl Popper angeeignet und sich in seiner Diplomarbeit mit *Werturteilen* in der Nationalökonomie auseinandergesetzt. Für ihn wurde der Kritische Rationalismus nach Popper zu einem erkenntnistheoretischen Programm, mit dessen Hilfe Wertungen und Ideologiebildung kritisch und rational zu bearbeiten sind (Albert 1996, 2010). „Das Programm der Aufklärung stellt der Ideologiekritik in erster Linie die Aufgabe, der Dogmatisierung von Problemlösungen in allen Bereichen des sozialen Lebens entgegenzuwirken.“ (Albert 2001: 244)

2. Der Methodenstreit um 1900 und das Postulat der Werturteilsfreiheit

Max Weber hat im ersten Methodenstreit zwischen der neuen Historischen Schule, vertreten von Gustav Schmoller, und der reinen theoretischen Ökonomik, begründet von Carl von Menger, zunehmend kritische Distanz gegenüber einer ethisch-normativen Auffassung von Wissenschaft gewonnen und sah sich damit einer normativen Wirtschaftspolitik, wie sie Schmoller vertrat, zunehmend skeptisch gegenüber. Die erkenntnistheoretische Prämisse Webers war – gegen die Geschichtsphilosophie gewandt – die strikte Trennung einer Sphäre des Seins und einer des Wertens.³ Da es sich dabei um völlig differente Ebenen handelte, hat Weber sich vehement gegen die Vermischung von Tatsachenaussagen und praktischen Wertungen gewandt.⁴ Weber hat sich in diesem Streit aber auch gegen Carl von Mengers methodologisches Prinzip gewandt, eine auf allgemeinen Gesetzen beruhende reine Ökonomik zu errichten. Stattdessen hat er eine verstehend-erklärende Soziologie ausgearbeitet, die als Mikroebene eine Handlungstypologie verwendet und Handlungsorientierungen, -motive und -fähigkeiten mit Bezug auf empirisch-konkrete Situationen bestimmt.⁵ Das zweckrationale Handeln wurde von Weber als „Idealtyp“ konstruiert und mit seiner Evidenz begründet. Insgesamt gesehen hat Weber im Methodenstreit eine vermittelnde Position eingenommen, die aber eine klare Absage an die Vermischung von Tatsachen- und wertenden Aussagen erteilt.

2 Vgl. zum Leben und Werk von Gerhard Weisser die Website des Weisser Instituts und die dort aufgeführte biografische Literatur (<http://www.weisser-institut.de/GW.html>; zuletzt abgerufen am 18.08.2013).

3 Weber hat eine fundamentale Scheidung von Wirklichkeit und Begriff angenommen und die Undurchschaubarkeit der Welt als Problem sinnhaft-rationalen Handelns gesehen, dem im realen Leben durch rationale Institutionen und in der Wissenschaft durch systematische Begriffsbildung zu begegnen ist.

4 Die grundlegenden Aussagen dazu finden sich im „Objektivitätsaufsatz“ (Weber 1988/1904) sowie in einem ursprünglich als Gutachten für den Verein für Sozialpolitik 1913 verfassten Dokument, das als „Der Sinn der ‚Wertfreiheit‘ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften“ veröffentlicht wurde (Weber 1988/1918). In diesem Kontext hat Max Weber auch sehr deutlich festgestellt, dass wissenschaftlich nicht zu klären sei, was eine „gerechte Verteilung“ sei, weil dafür kein objektiv zu ermittelnder Maßstab vorliege (vgl. Abschnitt 2.3). Ergänzend hierzu versteht sich die Vorlesung zu „Wissenschaft als Beruf“ (Weber 1988/1919).

5 So gesehen steht Weber Adam Smith nahe, welcher für bestimmte empirisch-konkrete Handlungsfelder typische Handlungsorientierungen und -formen annimmt, und weniger dem Utilitarismus nach Bentham oder Carl von Menger, die eine von konkreten Umständen abstrahierende allgemeine Handlungsweise als Ausgangspunkt von Erklärungen unterstellen.